"DER COURIER"
The Organ of the German-speaking People of Canada in the West.
MEMBERS OF A.B.C.
Printed and published every Wednesday by the Western Printers Association, Ltd., a joint stock company, at its office and place of business, 1856 Halifax Street, Regina, Sask., Canada.
All stock owned by the readers of the paper.
J. W. EHMANN, Managing Director.
— Advertising Rates upon Application. —

Zweiter Teil

Der Courier

und „Der Herold" — Organ der deutschsprechenden Canadier. Mittwoch, den 15. Juli 1931.

„Der Courier"
Für Canada: Ein Jahr voraus, $2.00; sechs Monate, $1.00; drei Monate 50 Cents.
Für Ver. Staaten: Ein Jahr $2.00; 6 Monate $1.00.
Für übriges Ausland: Ein Jahr $3.50; sechs Monate $2.00; drei Monate $1.00.
Reklame kostet 25c per Zoll einspaltig, bei größeren Kontrakten entsprechenden Rabatt.
Kleine Anzeigen wie „Zu vertauschen", „Zu verkaufen", usw.:
Für jede Anzeige 1 Zoll einspaltig, $1.00 für jede weitere Insertion 50c.
Für jede Anzeige 2 Zoll einspaltig $3.00 für jede weitere Insertion 90c.

Amerika auf dem Kriegspfade gegen Ausländer

Gewerkschaften, religiöse Gruppen und Presse gegen die Eingewanderten

Von James G. Milner, Chicago.

Mit der Verschärfung der Wirtschaftskrise in Amerika hat man, um unliebsame Arbeitskräfte nach Möglichkeit fern zu halten, das Einwanderungsgesetz noch straffer als bisher angezogen. Während die ohne Visum nach den Vereinigten Staaten Eingewanderten früher ziemlich unbehelligt blieben, hat man nunmehr eine wahre Treibjagd gegen sie eröffnet. Es handelt sich nach der Schätzung des Arbeitsministeriums um rund hunderttausend Menschen, die nach Erlaß des Einwanderungsgesetzes von 1924 auf illegalem Wege nach Amerika gekommen sind und daher ohne Aufschub ausgewiesen werden können. Viele von ihnen sind verheiratet und — was als besondere Kuriosität zu buchen ist — Eltern amerikanischer Kinder, da nach dem in der Verfassung verankerten Gesetz jeder auf dem Gebiet der Vereinigten Staaten Geborene vollberechtigter amerikanischer Bürger ist. Es kann somit der Fall eintreten, daß die Eltern des Landes verwiesen werden, während die Kinder als „Eingeborene" (natives) im Lande zurückbleiben dürfen. Zu wiederholten Malen ist es auch vorgekommen, daß eine mit einem Amerikaner verheiratete Ausländerin aus einem nichtigen Grunde, weil vielleicht die ihr zugebilligte Frist als „Besucherin" abgelaufen war, zwangsweise deportiert wurde.

Die in Amerika betriebene Fremdenpolitik findet in allen Kreisen der Bevölkerung tatkräftige Unterstützung, die sich namentlich durch gewissenlose Angebereien Ausdruck verschafft. In dieser Beziehung leisten die Gewerkschaften, die einer engstirnigen Nationalismus vertreten, Erhebliches. Die amerikanischen Gewerkschaften (Unions) bilden eine Art Oberschicht der Arbeiterschaft, in der nur vielfach gesiebte Qualitätsarbeiter nach Bezahlung eines hohen Eintrittsgeldes, bis zu hundert Dollar und darüber, Aufnahme finden. Da die Gewerkschaften in engster Verbindung mit dem Unternehmertum stehen, so liegt es nahe, daß ihren Mitgliedern die fettesten Pfründen reserviert werden. Kein Wunder, daß die Gewerkschaften eine Politik unterstützen, die auf eine Fernhaltung fremdländischer Elemente hinzielt.

Die Haltung der Gewerkschaften in der Einwandererfrage ist allenfalls zu verstehen, weniger verständlich ist dagegen die Stellungnahme mancher religiösen Gruppen in dieser Frage. Selbst von der Kanzel herab wird gegen die lästigen Eindringlinge gewettert. Weil sie nach Meinung der Geistlichkeit religionsfeindliche Ideen verbreiten und an der Zersetzung der Kirche arbeiten. Dabei zählt Amerika schon einige hundert Sekten!

Geschürt wird der Fremdenhaß von der Hearstpresse, die sich gar erdreistet, die Eingewanderten für die Zunahme der Verbrechen in Amerika verantwortlich zu machen, namentlich für die Umgehung des Prohibitionsgesetzes. In einem weit verbreiteten Artikel heißt es u. a., daß der eingeborene Amerikaner (gemeint ist nicht etwa der Indianer, sondern der Nachkömmling der Eingewanderten) der denkbar nüchternste Mensch sei, den Alkohol verabscheue und nur durch das schlechte Beispiel der Ausländer sich das Trinken angewöhne und damit das Prohibitionsgesetz übertrete. Es mag etwas Wahrheit daran sein. Ein großer Teil der Bootlegger rekrutiert sich aus den Kreisen der Eingewanderten — es sei nur an den „großen" Al Capone erinnert — aber es ist andererseits nicht zu leugnen, daß die „Hundertprozentigen" die tüchtigsten Kunden der Schleichhändler und Whiskyfabrikanten sind. Wie es in Amerika immer geschieht, so wälzt man auch in diesem Fall die Schuld an dem Verfall altväterlicher Sitten auf die Eingewanderten ab. Dabei sind es gerade die „Eingeborenen", die in ihrer unbegrenzten Heuchelei keinen frischen Windhauch aufkommen lassen. Das zum Gespött der Welt gewordene Prohibitionsgesetz, das aller Vernunft Hohn spricht, wäre schon längst erledigt, wenn es nicht von den waschechten Amerikanern mit aller Sorgfalt aus „moralischen Gründen" konserviert würde.

Also fort mit den Eindringlingen, die nicht nur die guten Sitten, sondern auch das Blut der Hundertprozentigen verderben! Auch die Landessprache, die man den Engländern entliehen hat, die also keine amerikanische Schöpfung ist, läuft Gefahr, durch Ausländer, die sich ihrer wahllos bedienen, korrumpiert zu werden. In einem in der „New York Times" erschienenen Artikel wurde erst kürzlich auf diese bedauerliche Tatsache hingewiesen und vor fremden Vorbildungen gewarnt. Die Landessprache muß unter allen Umständen rein gehalten werden! Der Verfasser des Artikels hatte wahrscheinlich keine Ahnung davon, daß die englische Sprache eine Mischsprache ist und daß sie, wie kaum eine andere, die Fähigkeit besitzt, jedes Fremdwort so gut zu verdauen, daß es seinen Ursprung nicht verrät.

Wenn die Hundertprozentigen glauben, durch Einschränkung der Einwanderung und Rücktransport unliebsamer Elemente die „Reinheit" der Nation zu wahren, so vergessen sie darüber ganz, daß es etwas wie eine amerikanische Nation überhaupt nicht gibt, überhaupt nicht geben kann, da die seit der Unabhängigkeitserklärung verflossene Zeit viel zu kurz ist, als daß sie die nach Amerika geströmten Völkerschaften zu einer Einheit hätten verschmelzen können. Das Gebiet der Vereinigten Staaten ist immer noch der große „melting pot" (Schmelztiegel) der Völker, in dem es gärt und brodelt, der trotz aller Maßnahmen den Betrieb einstweilen nicht einstellen wird.

Noch irreführender ist die Annahme, daß durch Abschub der Heimatlosen der allgemeinen Wirtschaftsnot gesteuert werden könnte. Was hat eine Ziffer von 100,000 Fremden zu bedeuten mit der offiziell zugestandenen Erwerbslosenziffer von 6¾ Millionen! Darin kennzeichnet sich die Politik der kleinen Mittel, die, aller großen Gesichtspunkte bar, Verärgerungen schafft und einen Chauvinismus fördert, der am wenigsten auf dem Boden der Neuen Welt am Platze ist.

Die hundertjährige Jagd nach dem Glück

Achtzehn Jahre war Ah Lin alt, als die Kunde von den großen Goldfunden in Kalifornien auch ins Reich der Mitte drang. So packte er eines Tages sein jämmerliches Bündel und fuhr nach der Neuen Welt hinüber. Für ihn war es eine ausgemachte Sache, daß dort in Kalifornien das Glück nur auf ihn wartete. Jahre lang grub er bald hier, bald dort nach Gold. Er fand einmal ein paar Körner, dann wieder Wochen hindurch nichts. Doch er ließ sich nicht entmutigen. Selbst als das Goldfieber längst nachgelassen hatte, blieb er. Jedem, der ihm sagte, längeres Suchen sei doch nutzlos, antwortete er nur: „Ich werde noch viel Gold finden." — Schließlich war er allein auf den Goldfeldern bei Jenny Lind, der einst regen Goldgräberstadt, in der die „schwedische Nachtigall" die Weltweitleute zu Begeisterungsstürmen getrieben hatte. Er fand gerade soviel Gold, daß er nicht ganz verhungern mußte, wenn er auch selten satt wurde. Jahrzehnt um Jahrzehnt verging so. Er blieb in seiner Hütte, die er sich aus Brettern und Konservendosen zusammengeschlagen hatte, und grub Tag aus, Tag ein nach Gold. Kürzlich waren es achtzig Jahre, daß er kalifornischen Boden betreten hatte. Der große Fund war nicht gemacht, und trotzdem blieb in ihm die Hoffnung. Sie allein hielt den beinahe Hundertjährigen aufrecht. Er wollte um jeden Preis als reicher Mann in das Land seiner Ahnen zurückkehren. Die Erfüllung des Wunsches blieb ihm versagt. Vor kurzem fanden Forstleute Ah Lin tot in seiner Hütte. Er war an Entkräftung gestorben. Eine Hand umklammerte ein Goldkorn. Es war nicht der zehntausendste Teil dessen, wonach er acht Jahrzehnte gestrebt hatte.

Rache. — Richter: „Angeklagter, habe ich Sie nicht schon mal gesehen?" — Angeklagter: „Ich habe Ihrer Tochter Singunterricht gegeben." — Richter: „Fünf Jahre Gefängnis."

Interessantes Allerlei

Der Rekrut mit den zehn Kindern

Warum es dem biederen Urban Sotka in seiner Schweizer Heimat nicht länger gefiel, verschweigt der Chronist leider ganz. Bekannt ist nur, daß der dreiunddreißigjährige Familienvater sich kürzlich bei Besançon (Frankreich) niederließ und auch die französische Staatsangehörigkeit erwarb. Die Behörden bereiteten ihm in dieser Hinsicht keinerlei Schwierigkeiten, denn der Zuwachs, den Meister Sotka seinem neuen Vaterlande in Gestalt von zehn zukünftigen französischen Soldaten verschaffte, konnte dem — ach so friedlichen — Frankreich nur erwünscht sein. Damit dachte Monsieur Sotka seiner neuen Heimat gegenüber seine Pflicht voll und ganz getan zu haben. Doch er irrte sich leider. Die Militärbehörde begann sich bald lebhaft für den gesunden ehemaligen Schweizer zu interessieren und entdeckte, daß er noch recht gut Soldat spielen konnte. So machte sie kurzen Prozeß und zog Meister Sotka ein.

Das Denkmal Rossinis

Gioachino Rossini, der geniale Komponist des „Barbier von Sevilla", „Tankred", „Wilhelm Tell" und anderer Meisterwerke der Opernliteratur, war ein sehr bescheidener Mensch, der keinen großen Wert auf äußere Ehrungen legte. Er wanderte viel in der Welt herum lebte erst in Neapel, dann in Wien, Paris, London und Bologna, um in Passy bei Paris sein Lebensende zu verbringen. In Paris wurde Rossini gelegentlich von einer Abordnung seines Heimatsortes Pesaro aufgesucht. Man verkündete ihm, daß die Bürger der Stadt beschlossen hätten, sein Denkmal auf dem Marktplatze aufzustellen. „Wieviel Geld wollen Sie dafür opfern?" fragte der Komponist. — „Sechstausend Lire hat der Denkmalsausschuß veranschlagt," antwortete der Führer der Abordnung. — „Wissen Sie was, verehrte Mitbürger? Ich hätte einen Vorschlag zur Güte, bei dem wir alle nur gewinnen können. Es wäre schade, für einen Steinblock so viel Geld auszugeben. Glauben Sie mir, das lohnt sich gar nicht. Aber behalten Sie dreitausend Lire und verwenden Sie die Summe für andere Zwecke. Die restlichen Dreitausend geben Sie mir, und ich verpflichte mich gern, an jedem Markttage auf einem Sockel zu stehen. Da kann mich jeder bewundern, der Spaß daran findet."

Der Mann, den der Blitz haßte.

Wenn heute noch der germanische Gott Thor seinen Hammer schwingen oder Zeus auf dem Olymp thronen würde, könnte man sagen, der göttliche Donnerer verfolge den bei seinen Mitmenschen durchaus im besten Ansehen stehenden Herrn C. J. Summerford in Columbia mit seinem besonderen Hasse. Nicht nur weil der Unglückliche durch einen Blitz getötet wurde. Aber der Strahl, der aus den Wolken zuckt, duldet nicht einmal, daß dem so jäh aus dem Leben Gerissenen ein Grabstein gesetzt wird. Bereits einen Monat nach Summerfords Tode wurde das anspruchslose Denkmal durch den Blitz zertrümmert, und ein massiger Block, der an die Stelle des zerstörten trat, hatte dasselbe Schicksal. Wird es nun noch jemand wagen, dem dermaßen vom Keil des Donnerers Verfolgten eine würdige letzte Ruhestätte zu bereiten?

Aufgabe eines deutsch-amerikanischen Lehrerseminars

Das deutschamerikanische Lehrerseminar, das seit dem Jahre 1878 als selbständige Lehrerbildungsanstalt in Milwaukee bestanden hat und dessen Aufgabe es war, Lehrer für den deutschen Sprachunterricht auszubilden, ist an die dortige Staatsuniversität angegliedert worden. Seine Fonds in Höhe von 240,000 Dollar, die der Staatsuniversität überwiesen wurden, sollen für einen Lehrstuhl der deutschen Sprache sowie für die Herausgabe der „Monatshefte für deutschen Unterricht" Verwendung finden.

Auch eine Hoover-„Ehrung"

Berlin. — Präsident Hoover ist seitens eines deutschen Ehepaars für seine Verdienste um das Moratorium „geehrt" worden. Ein in Zehlendorf, einer Vorstadt Berlins, geborener Junge erhielt in der Taufe den Vornamen „Hoover" — und wäre das Kind ein Mädel gewesen, dann hätten die dankbeseelten Eltern wie sie erklärten, das junge Töchterchen nach dem Schatzamtssekretär Mellon unter dem Namen „Mellona" ins Taufregister eintragen lassen.

— Der Mckinley Berg (20,300 Fuß) ist der höchste in Nordamerika, der Logan Berg (19,539 Fuß) der höchste in Canada.

Schönheitskönigin oder Staatsmann?

Eine neue Staatsform verlangt begreiflicherweise auch neue Briefmarken und Münzen; und so ist es nur natürlich, daß die kürzlich zur Macht gelangte Regierung zu Rio de Janeiro (Brasilien) sich alsbald an die Herausgabe neuen Geldes machte. Aber das Erscheinen der Wertzeichen verzögerte sich unbegreiflicherweise von Woche zu Woche; erst kürzlich hat man den Grund davon erfahren. Hinter den Kulissen lieferten sich nämlich zwei Parteien einen erbitteren Kampf, von denen die eine einen bedeutenden Staatsmann auf den neuen Münzen abgebildet sehen wollte, während die andere „Fräulein Brasilien", die auf dem letzten Schönheitswettbewerb in Rio zur Weltschönheitskönigin erkoren wurde, als würdigere Vertreterin ihres Landes erklärte. Die Entscheidung soll nun in Kürze fallen, und man darf auf das Ergebnis gespannt sein. — Da eine Schönheitskönigin auf alle Fälle ein erfreulicherer Anblick ist als ein noch so bedeutender Staatsmann, so werden sicherlich alle Leute, die mit brasilianischen Münzen zu tun haben, hoffen, daß „Fräulein Brasilien" in diesem neuen Wettbewerb den Sieg davon trägt.

Amerikan. Segelflieger besuchen Deutschland

Der Verband amerikanischer Segelflieger plant für den Sommer dieses Jahres eine Reise zu den deutschen Flieger- und Segelfliegerschulen. Die Reise, die unter Führung von Vertretern des Verbandes amerikanischer Segelflieger durchgeführt werden soll, wird am 23. Juli von New York aus mit dem Lloydschnelldampfer „Europa" angetreten werden. Sie wird den daran teilnehmenden amerikanischen Segelfliegern — Flugschülern, Piloten wie Instrukteuren — Gelegenheit geben, nahezu drei Wochen lang an bekannten deutschen Segelflugplätzen theoretisch und praktisch die deutsche Segelflugtechnik und ihre Methoden kennenzulernen, die unlängst erst durch den aufsehenerregenden Rekordflug des deutschen Segelfliegers Wolfram Hirth über New York in der amerikanischen Sportwelt allseitige Anerkennung gefunden haben. Weiterhin ist die Teilnahme an internationalen Flugveranstaltungen geplant. Das Programm der Reise sieht darüber hinaus zahlreiche Besichtigungen und Rundfahrten, eine kurze Rheinreise und einen Besuch von Paris vor.

Kein neues Oesterreich-Ungarn

Ein vorläufig abgeschlossenes Kapitel in der ungarischen Königsfrage

Von Fr. Stephani.

Verschiedene Begebenheiten der letzten Wochen veranlaßten den ungarischen Ministerpräsidenten Grafen Bethlen, in einer programmatischen Rede, die er kürzlich in Debrecen hielt, eindeutig zur Königsfrage Stellung zu nehmen. Der Grundton seiner Ausführungen war darauf abgestimmt, daß diese Frage jetzt nicht dringend sei. Mit dieser entschiedenen Absage an alle diejenigen, welche die „Restauration" in den Wahlkampf hineinziehen wollten, bestätigt Bethlen nur seine immer eingenommene Haltung. Er hat stets, um seiner Außenpolitik Belastungen fern zu halten, den Standpunkt vertreten, daß die Zeit für eine Wiedersetzung des ungarischen Thrones noch nicht gekommen sei. Wenn er diese seine Ansicht in der Debrecener Wahlrede noch einmal so scharf betonte, so wandte er sich damit also weniger an die Allgemeinheit als an einzelne.

Zu diesen dürfte der allseitig als Führer der Legitimisten anerkannte Graf Albert Apponyi allerdings nicht gehören, denn dieser hat erst kürzlich ebenfalls mit dem größten Nachdruck erklärt, daß die Zeit für eine legitimistische Unternehmung noch nicht gekommen wäre. Ehe schon möchte Bethlen einen Artikel des Markgrafen Georg Pallavicini im Auge gehabt haben, der unter der Ueberschrift „Oesterreich-ungarisches Bündnis?" im „Neuen Wiener Journal" erschienen ist. Hier wird die „Restauration", d. h. in diesem Falle die Wiedervereinigung Oesterreichs mit Ungarn unter dem Szepter Habsburgs, als dringlich und die außenpolitische Atmosphäre als dafür günstig hingestellt sowie die Regierung wegen ihrer abwartenden Haltung in dieser Frage offen angegriffen. Es heißt da unter anderem: „Dagegen ist schwerer zu erkennen, inwiefern es sein (des ungarischen Auswärtigen Amtes) Verdienst ist, daß die frühere eisige Atmosphäre um die Schicksalsfrage Ungarns so freundlich geworden ist, sowohl bei der Macht, an die uns Bande enger Freundschaft knüpfen, als auch bei jener anderen, an die wir durch unsere finanziellen und wirtschaftlichen Interessen gewiesen sind, deren Freundschaft zu gewinnen unsere offizielle Politik in den letzten Jahren bedauerlicherweise so sehr vernachlässigt hat."

Dieser letzte Satz — gemeint sind darin Italien und Frankreich — zeigt die eigentliche Ursache für die erhöhte Geschäftigkeit der Legitimisten. Die Rückkehr der Habsburger war bis vor kurzem ein ungarisches Problem, das zwar internationalen Bindungen unterlag, ernstlich aber nur die Beziehungen Ungarns zu seinen Nachbarn und zwar auch nur zu der Kleinen Entente berührte. Nicht einmal auf das Verhältnis zu Oesterreich übte es einen nennenswerten Einfluß aus. Wenn es, womit Pallavicini vollkommen recht hat, Gegenstand der großen Politik wurde, so ist das ein Verdienst nicht der ungarischen oder österreichischen Legitimisten, sondern des Planes einer Zollunion zwischen Deutschland und Oesterreich. Im ersten Schreck darüber schwanden in Frankreich nicht nur alle Bedenken, die, wegen der Freundschaft zur Kleinen Entente, sich gegen die Rückkehr Ottos von Habsburg auf den ungarischen Thron stellten, sondern man war sogar geneigt, ihm die Ausdehnung seiner Herrschaft über Oesterreich zuzugestehen. Diese Gedanken fanden ja hinreichenden Ausdruck in einem Artikel Saueweins.

Italiens Sprachrohr war die „Tribuna", die in zwei Artikeln zu der Frage der Restauration Stellung nahm. In dem einen wurde einer österreichisch-ungarischen Zollunion das Wort geredet und der Gedanke entwickelt, daß man vom italienischen Standpunkt aus nichts dagegen einwenden würde, wenn die Zollunion in eine Personalunion überginge. Italien sei nach Ablauf des Antihabsburgpaktes in keiner Weise mehr gebunden. Der zweite Artikel führte aus, die ungarische Frage fände keine endgültige Lösung ehe nicht der Thron St. Stephans wieder besetzt wäre.

Es sind also ganz gewichtige Stimmen, die hier zugunsten einer Rückkehr der Habsburger laut wurden. Allerdings ist zu beachten, daß sie ertönten, ehe in Genf die deutsch-österreichische Zollunion auf die lange Bank geschoben wurde. Heute dürfte der Eifer Frankreichs abgebebt und dieses mehr geneigt sein, auf die Gefühle seiner Freunde, der Kleinen Entente, Rücksicht zu nehmen.

Aber auch in den beteiligten Ländern, Oesterreich und Ungarn, findet der Plan einer Wiedererrichtung der Personalunion nicht einmal in den monarchistischen Kreisen ungeteilte Zustimmung. In Oesterreich ist es die unter Führung des Obersten Wolff stehende Gruppe der Legitimisten, die „Kaisertreue Volkspartei", die Ungarn das Recht abspricht, den Sohn Kaiser-König Karls für sich in Anspruch zu nehmen. In Ungarn sind die Landwirte keine Freunde einer Verbindung mit Oesterreich. Graf Apponyi, dessen Stellungnahme großes Gewicht beizumessen ist, äußerte sich ausweichend, er wolle nicht in das Entschließungsrecht Oesterreichs eingreifen. Zweifeln begegnet die Personalunion bei dem praktischen Sinn des Honvedministers Gömbös, der kürzlich in einem Trinkspruch ausführte: „Neueitens präsentiert man uns den Gedanken der Personalunion — wir aber können in staatsrechtlichen Verbindungen allein unsere realpolitischen Rechnungen nicht finden und müssen fragen, was hinter der Personalunion vom Gesichtspunkte der Revision und der allgemeinen Abrüstung steckt."

Die Frage der Wiederkehr der Habsburger ist also noch — oder schon nicht mehr — spruchreif. Daran läßt sich nach der entschiedenen Ablehnung durch den für die ungarische Politik verantwortlichen Staatsmann nicht mehr zweifeln.

Eine Geisterstadt erwacht

Als der Goldrausch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Zehntausende von Menschen ungeachtet aller Gefahren und Mühen über das Felsengebirge herüber nach Kalifornien führte, entstanden hier und dort in den Bergen Städte, die nur vom gelben Metall lebten. Heute schlug ein Goldgräber sein Zelt auf, morgen zählte er schon zwanzig Nachbarn, und nach einem Monat waren drei-, viertausend Menschen versammelt. Aus den Zelten wurden Holzbuden und schließlich richtige Häuser. Die Herrlichkeit dauerte aber nur ein paar Jahre. Dann zog die Masse der Einwohner weiter, anderen Gerüchten nachjagend. Ein paar Leute blieben zurück, fristeten in der leeren Stadt ihr Leben und starben. Zuletzt schienen nur noch Geister in den Städten zu hausen. So sah es auch für ein halbes Jahrhundert in Iowa Hill aus. Nur selten kam einmal jemand an der Stadt vorbei, die schon halb verfallen war, und dann beschleunigte er den Schritt. Nun soll alles mit einem Schlage anders werden. Seit Jahrzehnten ging in Kalifornien das Gerücht, bei Iowa Hill liege noch eine reiche Goldmine. Der Stollen, der zu ihr führte, sollte einmal durch einen Erdrutsch verschüttet worden sein. Verschiedene Glücksjäger suchten nach der Mine. Keiner fand sie, bis auf einen, der sein ganzes Vermögen hinein steckte. Man lachte ihn aus, bis er endlich vor kurzem doch die Mine fand. Ungezählte Millionen sollen nun dort der Hebung harren, und von allen Seiten strömen Arbeiter, Goldgräber, Händler und Spekulanten herbei, um Iowa Hill wieder zu frischem Leben zu wecken.

Eine Fahrkarte für 10,000 Dollar

„Tu Geld in Deinen Beutel!" hört der Durchschnittsmensch heute mit gemischten Gefühlen, wenn er eine Reise antritt. Wer möchte da nicht in der Haut des Herrn Henderson aus Neuseeland stecken, der sich kürzlich von der japanischen Staatseisenbahn eine Karte für 10,000 Dollar erwarb, genau: 20,833 Yen! Er kann dafür in 50 Tagen etwa 10,000 Kilometer zurücklegen und so ziemlich alle sehenswerten Gegenden des Reiches der Aufgehenden Sonne in Augenschein nehmen. Natürlich fährt er im Extrazug, bestehend aus einem Wohn-, einem Speise- und einem Schlafwagen.